

(Nachdruck verboten.)

11)

## Niobe.

Roman von Jonas Lie.

Schultheiß hatte Minka in ihrem Reisekostüm eintreten sehen und verstand, daß die Schlacht gewonnen war. Das Gefühl, intimer mit dem Vorhaben verknüpft zu sein, ver-setzte ihn in eine ganz aufgeräumte Reisestimmung. Er ließ sich darauf ein, Napoleons Kunst in Bezug auf die Platzersparnis beim Packen des Tornisters zu entwickeln. Er wartete, bis Minka in die Thür kam, um ihr die Karte über den Distrikt zu überreichen. Er war im Geiste mit dabei, strich die Wege auf der Karte an, den einen mit einem blauen, den andren mit einem roten Stift. Er schweifte in der Phantasie, hütete und bewachte Minkas Schritte, stützte sie, wenn es über Felsblöcke ging, war ihre verborgene Vorsehung, sah sich wachend, während sie schlief.

Er flog auf sein Zimmer hinaus und kam ebenso schnell wieder herunter. Er hatte die gedruckte Sage von dem Nösgewässer, von dem Ungeheuer, das dort gehaust hatte, geholt, damit die Gesellschaft sie bei passender Gelegenheit und Stimmung lesen sollte, wenn man in den Fischerbuden Rast machte.

Auf der Diele stützte er — ein silberhelles Lachen drang von der Hausthür her an sein Ohr. Minka stand dort lachend und strahlend in ausgelassenem Geplauder mit einem der beiden fremden Herren. Es war Barberg, der Ingenieur, der zum Frühling Abteilungschef bei der neuen Eisenbahn-anlage hier oben werden sollte.

Schultheiß sah die Gabsichtnase sich gegen die Luft abheben. Sein Blick fing den Mann genau auf wie ein photographischer Apparat: das Haar über der Stirn ein wenig gelichtet, bleich, mit scharfen Zügen, die Augen schnell, lauernd — ein katter, gewandter Verführer.

„Es ist kein Geheimnis mehr, daß man unglaubliche Strapazen allein durch physische Kraft überwinden kann,“ hörte er den Ingenieur vortragen. „Die läßt sich bei jedem entwickeln, der eine mediale Natur hat. Ich befehle Ihnen, zehn Meilen zu gehen, und Sie gehen zehn Meilen.“

„Ja, wenn man erst darauf eingerichtet ist, zu gehorchen,“ entgegnete Minka in übermütigem Ton. „Sie könnten ja Ihre Kunst einmal mit Thekla — Fräulein Feiring meine ich — versuchen, könnten sehen, ob es Ihnen gelingt, ihren Willen zu brechen. Ich glaube, sie wird Ihnen genug zu schaffen machen. Sonst hätten wir wohl sämtlich nichts dagegen, diese Art Maschinerie in uns anbringen zu lassen, wenn wir eine längere Fußtour vorhaben.“

„Sie sind ungläubig, gnädiges Fräulein, aber, wenn ich nicht irre, sind gerade Sie ein vorzügliches Medium.“

„So? — Glauben Sie das wirklich? — Woraus schließen Sie das?“ lautete ihre gespannt neugierige Frage.

„Ihre Hand, die dort auf dem Geländer ruht — wollen Sie mir nur gestatten, daß ich ein paar mal mit den Fingerspitzen darüber hinstreiche? — Nun, ist das nicht ein angenehmes, beruhigendes Gefühl? Streichelte ich sie lange genug, so sollten Sie schon einschlafen. Ich bin jetzt in meiner Annahme bestärkt, daß Sie ein seltenes Medium sind.“

„Erlauben Sie mir, Fräulein Minka,“ türzte Schultheiß dazwischen, „aber ich möchte Sie bitten, sich vor dergleichen Experimenten in acht zu nehmen. Ihr Vater würde Sie sicherlich ernstlich davor verwarnen.“

Er verneigte sich, immer mehr zähnefletschend, verbündlich.

„Man befindet sich auf einem unbekanntem Gebiet. Da giebt es Folgen und Konsequenzen, die man nicht berechnen kann — ein Fortgehen der wollenden Persönlichkeit.“

Die Worte kamen stotternd heraus; er sah erdfahl aus und presste und rieb seine Hände, so daß die Knöchel ganz weiß wurden, während er sich übertrieben tief verneigte.

Der Ingenieur starrte ihn mit einem Ausdruck des Staunens und der Verwunderung an, Blicke mit Minka wechselnd, die im Grunde niemals Augen dafür gehabt hatte, welche eine Karikatur Schultheiß war, bis er sich jetzt, heute abend, vor dem fremden Herrn produzierte.

„Vermutlich der Präceptor, der die Schritte Ihrer

Jugend überwacht hat?“ fragte er mit unverhohlener Munterkeit.

Schultheiß stand einen Augenblick verlegen da, zog sich dann verwirrt zurück und eilte in fliegender Hast die Treppe hinauf. Die Thür zu seinem Zimmer fiel ins Schloß.

Da drinnen lag er auf dem Bett und knirschte mit den Zähnen in der Stille des Abends.

„Fräulein Minka,“ bat und flehte er plötzlich mit verzerrten Zügen und feierlich erhobnem Arm, „Ihren Willen will er lähmen und fangen. Ich warne Sie, ich beschwöre Sie, weichen Sie von ihm und all seinem Wesen; hüten Sie sich vor seinem Blick, vor seiner Hand! Ich sehe Himmel und Erde, Ihren Vater und Ihre Mutter in Bewegung...“

Er richtete sich im Bett auf und drohte: „Ja, dieser Satan!...“

Ueber all ihr Sorgen kam Frau Vente fast nicht zu Bett. Sie grübelte im Halbschlaf über Erkältung infolge von nassen Füßen am Tage und vom Schlafen in einem Schuppen während der Nacht, grübelte darüber nach, ob sie Minka noch einen weiteren Wink geben sollte oder ob es überhaupt klug war, so etwas zu sagen; Ermahnungen und Warnungen würden so leicht nach häuslicher Autorität schmecken, ob sie es ihr nicht vielleicht auf eine so feine Weise beibringen konnte, daß sie schließlich in dem guten Glauben war, es sei ihre eigne Auflage?

Sie legte eine Flasche mit bitteren Magentropfen in ihr Kännchen und fügte noch eine extra wollene Untertasse hinzu.

Und dann begann der Lärm und das Getöse rings umher mit dem Wecken. Das aus Kaffee, Butterbrot und Eiern bestehende Frühstück ward rechtzeitig aufgetragen; es war sehr wichtig, daß sie nicht in die feuchte, kühle Morgenluft hinausjagen, ohne etwas Warmes im Magen zu haben...

Die Gesellschaft war früh bei Morgengrauen ausgerückt, während der Nebel noch gleich lang gespannenen, weißlichen Wollflocken über dem Eis lag und der Tau das Fußzeug und die Säume der Kleiderstücke durchnäßte.

Sie waren zu früh aufgestanden, sowohl die Menschen als auch die Tiere.

Der Morgen wurde lang, schleppte sich von vier Uhr hin, als die Schmitter ihre Senen wezten und den Abhang zu mahen angingen, bis der Sonnenstreif gegen fünf Uhr begann, langsam über die Mittagsglocke an dem Dach des Vorrats-hauses hinzuziehen. Als er den Starkasten an der Wand erreichte, war die Uhr kaum erst halb sechs.

Tiefe Stille hatte sich über Hof und Haus gelegt, als die Gesellschaft fortgezogen war — gleichsam etwas peinlich Dedes.

Massi und Arndt wollten nicht wieder zu Bett, nachdem sie erst einmal die Ueberwindung, aufzustehen, siegreich bestanden hatten.

Arndts warmes, schweißbedecktes Gesicht und seine mit Grasshalmen überfärbte Jacke zeugte davon, wie unverdrossen er den ganzen Morgen auf der Heulast zwischen der Wiese und bis zur Scheune hin und her gefahren war. Massi war eben hinaus gewesen und hatte die frisch gelegten Eier aufgestöbert. Sie hatte ein eignes Talent, auszuspiiren, wo die Hühner legten.

Zur gewohnten Zeit kam dann der Doktor zum Frühstück hinab; er hatte seinen Schlaf die ganze Nacht hindurch genossen.

„Nun,“ begann er, indem er die Spitze von seinem friischen Ei mit dem Messer abschlug, „Minka ist also weggegangen? — Gätte ich nur einen Ausweg gewußt, Vente, ich verschlere Dich, ich hätte der Sache Einhalt gethan. So ein Vagabundenleben —“

„Du kannst mir glauben, Vaarvig, die Jugend fordert heutzutage eine andre geistige Unterhaltung als zu unsrer Zeit; sie leben ganz anders, für allgemeine Interessen —“

„Ja — haha! — sie sind jetzt wohl am Ende nicht mehr so niedrige, irdische Menschen! Ja, glaub' Du das nur! Jetzt schreiben sie und reden klug und philosophieren mir miteinander über das Wesen der Liebe. Wir kannten nichts weiter als: entweder — oder. Aber diese, die verstehen es, sich einen ganz andersartigen Genuß aus der Sache zu verschaffen, diese Damen und Herren — in geistiger Gemeinschaft — in den Wald!“

„Ein frisches, fröhliches Leben in freier Luft führt sicher zu etwas Besseren, Offenerem als das alte lichtscheue Umherschweifen in Ecken und Winkeln,“ meinte Frau Bente.

„Ach was, Unsinn, Bente; Verliebte haben stets das Bestreben, sich zu verstecken.“

4.

Der Weidenbaum an der Gartenseite des Hauses ward von den Windstößen seiner letzten Blätter beraubt, während der Wipfel sich tausend über den Dachfirst beugte.

Seit Wochen herrschte unruhiges, trübes Wetter mit Sturm und Regenschauern und bewölkttem Himmel, unterbrochen von stillen, brütenden Herbsttagen mit Nebel und Sprühregen. Der Doktor kam nach Hause und fuhr mit Ueberrod und Deljade in seinem mit Rot besprühten Karriol wieder aus. Die Dielethür wurde verschlossen gehalten und das Fußheben und die Tannenzweige auf der Treppe von allerhand Stiefeln benützt, die von den herbstlich aufgeweichten Wegen von allen Seiten her in das Empfangszimmer des Doktors kamen.

Im Hause spürte man an diesem Sonntag die Veränderung, die durch die für den Winter eingesetzten Doppelfenster hervorgerufen war. Das Tageslicht in den Zimmern war einen Schatten matter geworden und die Ofenwärme machte sich plötzlich weit behaglicher geltend. Hin und wieder rann draußen am Fenster ein langer, von dem wasserschweren Nebel gebildeter Streif herab, tropfte die Dachrinne mit vereinzelt, hörbarem, vollen Plätschern.

Frau Vaarvig und Masi waren zur Kirche gefahren und wollten hinterher noch eine Stippvisite auf dem Pfarrhof machen. Sie ließen sich wie gewöhnlich auf der Rückfahrt unten beim Sägewerk über den Elf setzen, um einmal in Kjels Wohnung einzugucken.

Und Berthea benützte ihre Abwesenheit und die Einsamkeit, um einen Brief oben im Schlafzimmer fertig zu schreiben.

Sie war der Gegenstand einer milden Schwärmerie von seiten des gut zwei Jahre jüngeren Ole, des Schulzenjohns. Man konnte sie nicht davon freisprechen, daß sie ihn ermunterte, und es hatte sich in der Schule zwischen ihnen eine lebhafteste Zingern und Zeichenprache entwickelt.

Gestern aber hatte er ihr einen Brief zugesickt, worin er ihr mitteilte, daß sein Vater den Entschluß gefaßt habe, ihn zur Stadt zu schicken und bei seinem Onkel, einem Büchsenmacher, in die Lehre zu geben. Er wisse, daß er das nicht aushalten werde, und schlage ihr deswegen vor, mit ihm nach Amerika zu entfliehen. In Dakota könnte man Gold finden, wenn man nur in der Erde grab, und dort könne man von der Jagd leben. Da gäbe es Füchse und Ottern und Büffel und Wisamochsen und wilde Pferde genug, um sie zu jagen. Er fügte hinzu, daß er doch bis zum nächsten Herbst, bis er konfirmiert sei, warten wolle.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Im Durchgang.

Von N. Tj o m m y.

Ein warmer Frühlingswind rücte heran. Die goldenen Strahlen der untergehenden Sonne spielten mit blendendem Glanz auf den Kirchenkreuzen der entfernten Stadt und spiegelten sich mit flammend rotem Widerschein in den breiten Fenstern der Tabakfabrik von Fely u. Co. Die Stadt breitete sich malerisch auf den grünen Hügeln des steilen Ufers eines kleinen Flusses aus und war von der Fabrik durch eine Ansiedlung getrennt, in der Handwerker, Bettler, Tagelöhner und Fabrikarbeiter, kurz alle sogenannten kleinen Leute Unterschlupf fanden, auf deren Schultern das Leben eine ungeheure Arbeitslast gewälzt hat und die ein längliches Stück Brot mit großen Mühen erringen müssen. Am Tage arbeitete die Ansiedlung, und es war still; nachts jedoch hörte man Lieder, Hülferufe, Polkizisten-Pfeife und Hundegeheul. Die Fabrikgebäude stachen von den Hütten der Ansiedlung durch ihren soliden Bau, ihre Schönheit und die Frische ihrer Farben ab; ein Eisengitter und ein grüner Zaun aus stacheligen, gleichmäßig geschorenen Sträuchern umgaben die Fabrik mit ihren vielen Bauten und schlossen sich an die Mauern der Schuppen und der Speicher an. Im Fabrikhof, den asphaltierte Wege durchzogen, wuchsen Kazienbäume, braunten elektrische Lampen, und auf dem Hauptgebäude ragte der rote Schornstein empor.

An dem großen Thor mit der Durchgangsbude, an dem ein halbkreisförmiges, mit gelben und weißen Medaillen „für Kunst“ geschmücktes Schild prangte, hörten vier Wächter einem langen Herrn aufmerksam zu; dieser war etwa 30 Jahre alt, modern gekleidet, trug einen nach oben gezwirbelten, rölligen Schnurrbart, der seinem

Gesicht mit der kräftigen Nase und den hervorquellenden Augen einen freisäulichen Ausdruck verlieh. Er stand in der lässigen Haltung eines Menschen, der die Macht in den Händen hat, und drohte streng mit dem Finger; die Wächter sahen erschrocken auf seinen Finger, nickten unterwürdig mit den Köpfen, ihre Haltung drückte Ergebenheit und Bereitwilligkeit aus, alles zu thun, was dieser Herr zu befehlen für gut finden würde.

Es erscholl ein Pfiff, die Wächter stürzten nach der Durchgangsbude, machten die Thür auf und postierten sich auf beiden Seiten des engen Korridors. Der Herr mit dem roten Schnurrbart ging langsam, mit nach hinten verschränkten Armen zu dem Gitterthor und betrachtete die untergehende Sonne mit etw. Miene, als ob er ihr einen strengen Verweis erteilen wollte: wenn sie sich bis morgen nicht bessert, dann entlasse er sie ohne weiteres.

Die erstörende Sonne sah verlegen auf die Thür der Bude und bemühte sich, möglichst hell den engen Korridor zu beleuchten, durch den sich langsam, im Gänsemarsch, Arbeiter beiderlei Geschlechts vom 15. Lebensjahre an, vorwärtsdrängten. Die Arbeiter wurden der Reihe nach von den Wächtern gepackt, die ihnen alle Stellen des Körpers besühten, wo Fabrikeigentum versteckt sein konnte. Bei dieser Untersuchung stellten sich die Leute verschieden an. Die einen spreizten bereitwillig ihre Arme und überließen sich vollständig dem Aufsehern. Andre ließen die gewohnte Prozedur gleichgültig über sich ergehen und gingen mit dem einen Wunsch hin, möglichst schnell die Fabrik zu verlassen. Die dritten waren die „Renitenten“, sie behandelten die Wächter wenig respektvoll, sahen es als ihre Pflicht an, ihnen auf die Hüftaugen zu treten, mit den Ellbogen ihr Gesicht zu treffen und gingen, ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen, stolz vorbei, dadurch den Argwohn der Wächter weckend. Die Frauen verhielten sich merkwürdig still. Es machte sogar den Eindruck, als wären sie leidend, wenn die Hände der Aufseher ihren Körper berührten. Sie zogen die Schultern ein und krümmten sich, wie unter unerträglichem Schmerz. Auf den blaßgrünen Gesichtern der Arbeitenden lag Müdigkeit und Gleichgültigkeit. Wie bekümt traten sie aus dem Korridor und blickten sich so sonderbar um, als wenn sie die Welt zum ersten Male sähen. Manche schauten wie Kranke aus, die man zum Sterben in die schmutzigen Hütten der Ansiedlung entließ. Aber es schien nur so. In Wirklichkeit waren es lebendige Menschen, die genau so dachten, litten und hofften, wie andre.

Diesmal dachten sie sogar an etwas Besonderes. Sie beicchten sich nicht, nach ihren Wohnungen zu kommen, sondern stellten sich an der Durchgangsbude auf und blickten einer nach dem andern nach der schmalen Thür der Bude, als wenn sie dort etwas Außergewöhnliches erwarteten. Den Gegenstand der Neugierde bildete eine junge Arbeiterin, Nr. 115, Namens Annuschka. Sie wurde angehalten zwecks sorgfältiger Untersuchung, und zwar auf den Befehl des Herrn mit dem rölligen Schnurrbart, des ersten Beamten der Fabrik, eines anspruchsvollen Menschen, der von Ehemännern und Brüdern für seine Liebeshändel schon oft durchgeprügelt worden war. Dieser Herr hatte die unbeschränkte Macht, alle Arbeiter und Arbeiterinnen körperlich durchsuchen und betastet zu lassen. Der Besitzer schätzte seine Dienste, seine Ergebenheit, seinen Geist, und nannte ihn Peter Iwanowitsch, während die Arbeiter ihn „der Gelbe“ titulierten.

Annuschka kamten alle; sie war ein gutes Mädchen, hoch und schlank gewachsen, wie die einzelne Pappel, welche im Fabrikhofe wuchs. In ihren dunklen Augen lag eine stille Schwermut, und auf dem schönen Gesicht spielte, wie ein Sonnenstrahl, ein sympathisches Lächeln. Sie war Arbeiterin wie die andern; der Ausdruck einer besonderen Reinheit und angeborenen Grazie prägte sich in ihrer reizenden Figur aus. In das Fabrikmillieu brachte dieses Mädchen jene seelische Heiterkeit, die die Menschen hoffnungsfreudig in die Welt blicken läßt. Die jungen Vurschen seufzten im Stillen nach ihr und beneideten ihren Bräutigam. Der Gelbe zeichnete sie ebenfalls aus, er beantwortete stets ihren Gruß und bestellte sie öfter als alle andern zu irgend welchen Verhandlungen ins Comptoir. Das Mädchen benahm sich einfach, würdevoll, und alle hatten sie gern. Alle fühlten, daß sie zu ihnen gehörte, und die gequälte, unglückliche Masse der Arbeiter aus der Fabrik von Fely u. Co. war stolz auf sie und freute sich über sie, wie über eine Blume, die in irgend einem dunklen Winkel blüht.

Jetzt hält man sie zurück, weil man sie — weshalb wußte kein Mensch — des Cigarettendiebstahls beschuldigte. Alle waren bestürzt, alle fühlten sich gekränkt und beleidigt. Gleichzeitig mit den Cigaretten des Besitzers schien Annuschka diesen armen Leuten ungewöhnlich Wertvolles gestohlen zu haben, was man — etwa wie die Kindheit — nie wieder gewinnen und nie vergessen kann. Währenddessen stand die angebliche Diebin blaß und aufgeregt im Korridor der Durchgangsbude und sah mit erschrockenen Augen die Wächter an. Das quälende Gefühl der Scham benächtigte sich ihrer.

Jetzt erschien der Gelbe; langsam sah er mit seinen hervor-tretenden Augen zu dem Mädchen empor und seufzte mit der Miene eines Menschen, dem es schwer fällt, eine unangenehme, aber unabweisbare Pflicht zu erfüllen. Eine heftige Bewegung ging durch die Menge, die Arbeiter rückten noch dichter zusammen, stellten sich auf die Fußspitzen und reckten die Hälse. Es wurde still, und alle hielten den Atem an.

„Ich bin unschuldig,“ sagte das Mädchen. „Ich bin unschuldig,“ wiederholte sie naiv. „Ich habe nie etwas genommen, lassen Sie mich gehen, Peter Iwanowitsch.“

Der Gelbe spielte die Rolle des misfühlenden Menschen weiter,

## Kleines feuilleton.

über sein Gesicht huschte ein listiges Lächeln. Mit einem Auge zwinkernd, ergöhte er sich an der Aufregung des Mädchens und gögerte absichtlich.

Mit herabhängenden Armen, ohne sich zu rühren, stand Annuschka mitten im Korridor, als warte sie auf etwas.

„Durchsuchen!“ rief der Gelbe mit seiner kreischenden Stimme und deutete auf das Mädchen.

Die Menge stieß einen dumpfen Laut aus, der sehr schnell erfiel.

Die Aufseher machten sich daran, den Befehl auszuführen. Der eine untersuchte die Kermel, knöpfte das Kleid auf und entblößte den Hals des Mädchens. Der andre lehrte die Taschen um, sah in den Falten des Rockes nach und betastete die Strümpfe. Das Mädchen war starr ob der empörenden Behandlung und schauderte bei der Verührung der rauhen Hände des Wächters zusammen. Die Menge starrte sprachlos auf Annuschka und zog die Schultern ein, als hätten diese groben, kalten Hände sie selbst berührt.

Der Gelbe stand daneben. Mit gierigen Blicken verfolgte er alle Einzelheiten der Untersuchung; ein gehässiger Ausdruck trat auf sein Gesicht, und seine glattrasierten Wangen zuckten.

Es war ein peinlicher Augenblick. Alle fühlten sich gleichsam mitschuldig an der schimpflichen Handlung, die man an einem treulos geschöpfte vollzog, und konnten sich nicht gegenseitig ansehen.

„Nichts,“ meldete der Wächter, indem er von dem Mädchen zurücktrat, „keine einzige Cigarette.“

„Laufen lassen,“ befahl der Gelbe und ging triumphierend die Magazine-Allee nach dem Hauptgebäude zu.

Die Menge atmete auf; man pffif, drohte dem Gelben mit den Fäusten und gerüstete sich.

Das Mädchen stand vor Scham wie versteinert; von den Strahlen der Sonne beleuchtet, stand sie mit entblößtem Hals, regungslos wie eine Statue, auf dem Korridor des Durchganges. Die Arbeiter gingen lärmend nach Hause und sprachen davon. Man vernahm ein Gemurmel von lebhaften Reden, so daß die einzelnen Worte nicht herauszuhören waren, — ein Chaos, aus dem einzelne Bemerkungen herausdrangen, wie: „Solsch ein Lump!“ — „Annuschka ist nicht so . . .“ — „Bei der ist nichts zu machen!“ —

Wur die Alten gingen mürrisch und schweigsam von dannen; sie waren an solche Szenen gewöhnt und glaubten nicht, daß sich derartige Zustände je ändern könnten.

Als die Menge in Straßen und Gassen verschwunden war, kam Annuschka mit mehreren Freundinnen aus dem Durchgange; sie ging eilig mit ihnen den andren nach. Das Mädchen sah sich erschrocken nach der Fabrik um, und hatte jetzt immer noch das Gefühl, als wenn man sie betastete . . . Ueber ihr Gesicht rannen dicke Thränen . . . Sie wollte schreien, um Hilfe bitten, doch neben ihr gingen ihre Freundinnen ebenso stumm und gebückt wie sie, und ebenso hilf- und ratlos . . .

„Weine doch nicht, mein Täubchen,“ sagte eine der Arbeiterinnen, indem sie eifrig die von dem Wächter umgekehrten Taschen glatt strich. „Bist Du vielleicht die einzige, die man so beschimpft hat? Ueberall dasselbe, in den Webereien, in den Zwirnfabriken, überall dieselbe Geschichte. Es ist ja bekant, der Gelbe läßt nur die Schamlosen in Ruhe, die es mit ihm halten.“

„Und ein anständiges Mädchen muß er eben beschimpfen,“ sagte eine andre Arbeiterin.

Annuschka schüttelte den Kopf, wollte etwas sagen, konnte aber nichts herausbringen. Ihre Lippen verzogen sich krampfhaft, die Augen füllten sich mit Thränen.

„Du solltest Dein Kleid zumachen, meine Liebe; die Leute sehen ja her; sie denken Gott weiß was . . . Knöpfe Dein Kleid zu, Stündchen!“

Dabei stellten sich die Frauen um sie herum, um sie den Blicken der Passanten zu entziehen.

Annuschka wollte ihr Kleid rasch zumachen, doch die Knöpfe gehorchten nicht, die Hände zitterten, sie raffte das Kleid mit der einen Hand zusammen und wuschte sich mit der andren die Thränen ab.

„Wenn er die Tochter des Fabrikbesizers so beschimpft hätte, so würde man dem Hallunken den Standpunkt klar gemacht haben,“ sagte eine ältere Frau und hustete herzbrechend. Der Tabakstaub that das Seinige, und die alte Arbeiterin konnte lange Zeit das Husten nicht unterdrücken; die Alte that allen leid, und das Drückende der gemeinsamen Stimmung wurde dadurch noch verschärft.

Vor einem kleinen, schiefen Häuschen verabschiedete sich Annuschka von ihren Freundinnen und verschwand hinter der Thür. Die Arbeiterinnen gingen ebenfalls nach Hause und unterhielten sich dabei halblaut.

„Wie sie geweint hat! . . . Na ja, ist ja auch eine Schande; — daß sich ihr Bräutigam das gefallen läßt . . .“

„Was kann sie denn dafür?“

„Ja, du lieber Gott, denken die Männer denn daran? Man hat sie beschimpft und . . .“

„Vielleicht werden sich ihre Eltern ihrer annehmen . . .“

„Was können denn die Eltern thun?“ unterbrach die alte Arbeiterin, während sie die andern ansah, „an wen sollen sie sich denn halten? Wenn der Gelbe will, kann er uns morgen ebenso behandeln, und wir können nirgends anders hin. Die Eltern . . . du lieber Gott, die Eltern!“ wiederholte sie und hustete wieder.

Alle schwiegen und gingen, in trübe Gedanken vertieft, weiter; sie bemerkten nicht den schönen Sonnenuntergang und achteten nicht der vom Duft der Magazinebäume getränkten Luft und des herrlichen Strahlenfächers, der sich am Himmelsgewölbe ausbreitete. —

— Scheiden thut weh! Der in Schwaigern im württembergischen Neckarkreise erscheinende „Leintal-Vote“ vom 9. d. M. enthält einen Artikel, mit dem sich der Gerichtsvollzieher von Schwaigern, der unter dem Spitznamen „Der Bettler von Schwaigern“ in der Gegend bekannt war, vom Publikum verabschiedet. Das ebenso ungewöhnliche, wie rührende Schriftstück lautet:

### Des scheidenden Gerichtsvollziehers Abschied.

Rotto:  
Gefährlich ist es, daß zu werden.  
Bergänglich ist der Leute Gutm,  
Und jedermann es recht zu machen  
Ist eine nie erlernte Kunst.

„Der Bettler von Schwaigern kommt nicht mehr,“ so hört man allerorts die Leute sprechen. Ja, dem ist so.

Erlaube mir einige heitere Episoden aus meinem Tagebuche zum besten zu geben.

Ein Knabe, welcher seinen Vater holte, sagte mit lauter Stimme auf öffentlicher Straße zu ihm: Vater, geh' sogleich heim, der Bettler von Schwaigern ist gekommen.“

Als er kam, siehe da, der Gerichtsvollzieher stand in der Stube, welchen er mit verbüßtem Gesichte ansah.

Eines schönen Tages mußte ich einen Besuch in einem Hause machen; dabei angekommen, fragte mich die allein anwesende Ehefrau, was ich wolle und was ich sei, worauf ich derselben entgegnete, daß ich der „Hausleerer“ sei.

Hierauf gab sie mir zur Antwort: „Mann, da ist er in's letz Haus gekommen: er muß ins Schul- oder Pfarrhaus gehen.“ Lachend darüber setzte ich dieser Frau auseinander, daß ich der Gerichtsvollzieher sei, worauf sie mich mit großen Augen fixierte.

Nachdem ich 24 Jahre das schwierige Amt eines Gerichtsvollziehers im Bezirk Bradenheim mit mancher Todesgefahr bekleidete und altershalber zurückgetreten bin, im Bezirk Heilbronn aber immer noch als Gerichtsvollzieher in Thätigkeit sein muß, nehme ich Anlaß, nach so langer Zeit mich mit dem Bemerkten zu verabschieden, daß ich ein ehrlicher Kaller jederzeit war und mit dem Bewußtsein scheidet:

Ein ruhiges Gewissen:  
Ist ein sanftes Aufheffen.“

Sage daher Freunden und Bekannten auf diesem Wege ein herzliches Lebewohl!

Rückwärts die Blicke voll Dank und Loben  
Aufwärts das Herz zum Himmel erhoben,  
Vorwärts in Hoffnung durch Freud' und Leid  
Zielwärts zur seligen Ewigkeit!

Schwaigern. A. Bahm,  
Gerichtsvollzieher.

Der Mann hätte Pastor werden sollen. —

### Theater.

Schiller-Theater. „Ein Duell.“ Schauspiel in drei Akten von Franz Wolff. „Ein Sonnenstrahl.“ Schauspiel in einem Akt von Robert Bach. — „Franz Wolff ist mit seinem Schauspiel „Ein Duell“ in die Reihe der Schriftsteller getreten, die sich die Aufgabe stellen, von der Bühne herab gegen Institutionen in unstrem gesellschaftlichen Leben anzukämpfen, die mit dem Geiste der Zeit offenbar in Widerspruch stehen, aber für bestimmte Kreise immer noch maßgebend sind. Die Handlung bietet in ihrer Entwicklung ein Beispiel dafür, wie durch den konventionellen Duellzwang oft aus ganz geringfügigen Anlässen Menschenleben gefährdet und rüstig emporstrebende Existenzen in ihrer vollen Schaffenskraft und Schaffensfreude gelähmt und vernichtet werden.“ So heißt es in den Bühnenblättern des Schiller-Theaters. Der Ausdruck trifft das Charakteristische: „Die Handlung bietet ein Beispiel“ — in der That nichts als ein Beispiel. In sich selbst, in den Personen, die es uns vorführt, ohne jede Spur selbstigen Interesses, lebt das Drama allein von dem, was es als Beispiel demonstrieren soll, und was irgend eine aus dem Gesellschaftsleben herausgegriffene Zeitungsnotiz genau so gut, ja, viel mehr, da sie nicht nebenher durch allerhand geduckte Konstruktoren einen ärgert, besser und wirksamer erläutern kann.

Das Stück spielt in Wien. Der Sohn des Landesverteidigungs-Ministers, ein hoffnungsvoller, jungverheirateter Bildhauer, gerät mit einem befreundeten Offizier über secessionistische Kunst, speciell über die violetten Röhre der Maler, in Streit. Er behauptet, ein gebildetes Auge sieht auch in der Natur die Röhre violett, und als der andre das komisch findet, nennt er in seiner hurschilosen Künstlerart ihn einfach blödsinnig. Der Herr entfernt sich, und nach einigen Minuten rüden die Sekundanten mit der Forderung an. Der Künstler, sehr vernünftig, scheidet sie lachend heim, er denke nicht daran, sich wegen solcher Kinderei zu schlagen. Sein Vater, der Minister, ein emragter Verehrer alles konventionellen, ist entsetzt ob solcher Blamage. Da Drohungen nichts nützen, versucht er es mit einem Appell an das Mitleid. Wenn der Sohn sich nicht schlage, werde er um seine Pensionierung einkommen. Darauf stellt sich der junge Mann dem Gegner und — wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um! — erhält einen Säbelschlag, der seine rechte Hand auf immer lähmt. Mit einem Schlag sind alle seine Künstlerhoffnungen vernichtet. Es dauert aber lange, bis er über das Unglück, das der Zuschauer aus-

dem bedenklichen Kopfschütteln des Arztes sofort errät, aufgefärrt wird. Mit unerträglichem, abfichtsvollem Zögern schleppen die Scenen sich hin. Einzig der Besuch der Offiziersdamen, die zuerst bei der Nachricht von der Ablehnung des Duells einen gesellschaftlichen Boykott beschlossen hatten und sich nun befriedigt erklären, bringt eine kurze satirische Abwechslung in die Monotonie hinein. Frau Paula, die Gattin des Künstlers, als ehemalige Sängerin von vornherein eine Person mit unstandesgemäßen Anschauungen, hat ihnen einige unangenehme Wahrheiten zu sagen. Sie ist es auch, die dann im dritten Akt die große Anklage gegen den Minister hält, der aus selbstsüchtigem, engen Kastengeist den Sohn in das Elend getrieben. Felix wird in seinem Verus nie mehr arbeiten können, aber um das Mitleid mit dem Armen zu erhöhen, giebt es auch noch pekuniäre Sorgen. Er, der Ministerjohn, erzählt uns, daß seiner Familie nun die Armut bedroht. Aus diesen Tiefen kann nur die Gattin ihn erheben. Geld muß freilich dabei sein, sagt sie. Aber fortan werde ich's verdienen, ich werde an die Oper gehen.

Trotz aller krassen Unzulänglichkeiten verhält die gegen den läppischen Duellsumm gerichtete Tendenz dem Stück zu starkem demonstrativen Beifall. In der Aufführung zeichneten Herr Lettinger als Bildhauer, Gertrud Arnold als Paula, und in Nebenrollen vor allem Reinhold Köstlin als jüngster Lieutenant sich aus.

Der Wachsche Einakter, der dem Drama voran ging, war eine schlichte Skizze nach dem Leben, aber dramatisch blutleer. Die Figur der Försterstochter, die in der grenzenlosen schneebedeckten Wald-einsamkeit ihre junge Kraft verkümmern fühlt, erinnert an den prächtigen „Winterstaf“, nur daß der lyrische Stimmungsausdruck hier weit hinter Dreyers Kunst zurückbleibt. Auf einer Jagdpartie kommt der gemüthliche Herr Ober-Förstmeister in das entlegene, armelige Försterhäuschen. Einige Gläser Grog erhöhen seine Menschenfreundlichkeit, und er verspricht, für die Ver-sehung des Mannes in eine menschlichere Gegend sorgen zu wollen. Mutter, Vater, Tochter jubeln auf in stürmischer Hoffnung. Aber die Freude ist kurz. Der Gönner verunglückt auf der Heimfahrt. Mit geschmettertem Schädel wird er den Jammersenden ins Haus zurückgebracht.

Am besten kam in der recht tüchtigen Aufführung die Figur des Ober-Förstmeisters, von Gustav Nidekt dargestellt, heraus. — dt.

**Kulturgeschichtliches.**

— Aus der Zeit der Inquisition in den Nieder-landen. Ein Reiser des „Méveil de Bruges“ überfenbet diesem einen Auszug aus vergilbten Aufzeichnungen, die er letzter Tage beim Durchstöbern der hinterlassenen Urkunden eines alten Rechts-gelehrten gefunden hat und die dem Stil und der Rechtschreibung nach die Abschrift gerichtlicher Verhandlungen aus dem 16. Jahr-hundert bilden. Es handelt sich dabei, wie die „Nölnische Zeitung“ mitteilt, um eine Reihe von Ketzerurteilen, die auf Grund der Edikte Kaiser Karls V. von dem Gericht in Brügge erlassen worden sind und die Vollstreckung folgender Todesstrafen nach sich zogen. Am 13. Oktober 1527 wurde Hector Vandermeele, am 20. April 1530 André Keroy auf dem Burgplatze lebend verbrannt. In beiden Fällen erkannten die Schöffen auf einen langen Strafantrag des bischöflichen Offizials von Tournai, dem Dr. theol. Sebastian de Witte als Inquisitor zur Seite stand. Die beiden erklären die Beschuldigten für angeschlossen aus der heiligen Kirche und über-liefern sie der weltlichen Gerechtigkeit mit der Bitte, nachsichtig zu sein und weder eine Verstümmelung der Glieder noch die Todesstrafe zu verhängen. Am 22. April 1531 wird Anton Vandervoelt mit dem Schwert enthauptet, am 17. August 1533 die Wiedertäuferin Mar-garete Inghels auf dem Salgenfeld vor dem Ochsenhor lebend be-graben. Am 20. August 1533 besteigen die Wiedertäuferinnen Witwe Eva Rishne und Rosine Schürig den Scheiterhaufen. In demselben Monat erfolgen noch vier Hinrichtungen, und zwar wird am 21. August die Wiedertäuferin Magdalene Devos lebendig begraben, die Wiedertäuferin Kornelia Andries verbrannt; am 23. bestiegt der Wiedertäufer Lorenz Frans den Scheiterhaufen, am 28. teilt die Wiedertäuferin Adrienne Vhney sein Schicksal. Am 15. Januar 1540 wird der Lutheraner Bantier Bassée enthauptet, am 12. Januar 1542 der Ketzer Jan Van Goutter lebendig verbrannt, am 4. August des-selben Jahres der Gotteslästerer Giesbrecht Geeraerts mit dem Schwerte hingerichtet. Das gleiche Los trifft am 14. März 1544 Roland Van Nieuburchs, der überführt ist, in vier Jahren nur einmal gebeichtet zu haben, und am 20. August 1544 Passchier (Paskal) Trohe, weil er Ansichten verteidigt, die dem christlichen Glauben wider-sprechen. Am 16. Januar 1552 endete der Wiedertäufer Jan Helleman auf dem Scheiterhaufen. Das sechste Jahrzehnt weist für Brügge sechs Hinrichtungen von Kezern auf. Am 7. Juli 1553 wurde der Calvinist Pierre Leroy bei lebendem Leibe verbrannt, am 21. Juli Cornelius Volsaert, der u. a. beschuldigt war, einen „im Neuen Testament nicht zugelassenen Brief des heiligen Paulus“ veröffentlicht zu haben, enthauptet. Am 24. desselben Monats traf das Henkerschwert Rutas Vanderfarmere, in dessen Besitz man ketzerische Bücher gefunden, und Jan Saercklambrecht, der mit ketzeri-verdächtigen Leuten verkehrt und einen von der Kirche getrennten Mönch unterstützt hatte. Am 9. Dezember 1553 wurde der Calvinist Philibert de la Hage durch das Schwert hingerichtet. —

**Technisches.**

en. **Siehefarben des Stahls.** Wenn Stahl langsam erhitzt wird, so verändert seine Oberfläche allmählich ihre Farbe, wahrscheinlich infolge der Bildung einer feinen Schicht von Oxid. Die Farben, die so nacheinander von einer niedrigen zu einer höheren Temperatur auftreten, sind gelblich-weiß oder hellstrohfarben, dann dunkelstrohfarben, gelb bis goldgelb, braun, purpur, violett und tief-blau. Endlich wird dann der Stahl rotglühend und es bildet sich ein schwarzes Oxid. Diese Farben sind um so tiefer und deutlicher, je besser der Stahl ist; bei sehr schlechtem Stahl sind sie oft kaum wahrnehmbar. Das geübte Auge eines Sachverständigen bestimmt nach der Art der Farben mit großer Genauigkeit die Güte des Stahls. Was auch ihre Ursache sein mag, diese Farben zeigen ohne Zweifel wichtige Veränderungen an, die bei verschiedenen Temperaturen in der Härte des Stahls Platz greifen, und liefern einen wertvollen Anhalt für das Tempern des Stahls zu einer erforderlichen Härte. Wenn ein Stück Stahl zuerst zur Rotglut gebracht und dann einer allmählichen Abkühlung überlassen wird, so sind die Farben in um-gekehrter Folge auf seiner Oberfläche zu beobachten, indem das Blau zuerst erscheint und dann in die helleren Färbungen übergeht, bis der gewöhnliche weiße Stahlglanz erscheint. Wenn die Veränderungen, die in dem Metall stattfinden, durch Abkühlung des Stahls in einem bestimmten Zeitpunkt plötzlich unterbrochen werden können, so wird der Stahl dauernd die Härte und die Eigenschaften erhalten, die der betreffenden Temperatur entsprechen. Das geschieht durch plöz-liches Eintauchen des Stahls in ein kaltes Bad von Wasser oder Oel. Wenn ein Stahlstab oder etwa ein Bohrer aus Stahl in dieser Weise abgekühlt und aus dem Bad herausgezogen worden ist, so teilt sich die in dem nicht eingetauchten Teil zurückgebliebene Hitze dem eingetauchten Teil mit und ruft auf diesem ein Farbenpiel hervor, das gegen die Spitze hinkläuft. —

**Humoristisches.**

— Aus der Kinderstube. Mila und Friedel werden ge-badet. Der kleine Junge betrachtet sich aufmerksam von Kopf bis zu Fuß und stellt dann die nachdenkliche Frage: „Mama, wozu ist denn der Nabel da?“ „Zur Verzierung“, antwortet schlagfertig das sechsjährige Mädchen. —

— Wahres Geschichtchen. Zwei deutsche Maler sitzen zufällig in der Campagna ziemlich nahe bei einander an der Ar-beit, ein Dresdener und ein Berliner, ein Künstler und ein Macher. Endlich machen sie sich mit einander bekannt, und der Künstler mündert sich, als er auf dem Bilde des andren „die bekannnten“ glutfarbenen, saftigen, roten, blauen, grünen für Italien „charakteristischen“ Töne findet. „Aber sehen Sie das denn auch wirklich so?“ fragt er. Der andre: „Ja, wenn id dat nich so malen würde, dann jlobt et mir doch Keener, dat id hier war...“

— Unerwartete Aufklärung. (Scene: Straßenbahn-wagen.) A.: „Jetzt möcht ich aber doch wissen, warum Sie fort-während meine Frau fixieren?“ B.: „Muz ich das sagen?“ A.: „Zawohl, das verlang ich!“

B.: „Ja, schau'n Sie, so oft ich sie betrachte, denk ich mir, die möcht' ich nicht!“ —

(„Jugend“.)

**Notizen.**

— Das Kleine Theater bereitet eine Aufführung der „Medea“ des Euripides, in der Bearbeitung von Wila-mowitz-Möllendorf, vor. Rosa Bertens wird die „Medea“ spielen. —

— Das Leipziger Schauspielhaus hat Georg Fuhs's fünftaktige Verkomödie „Till Eulenspiegel“ zur Aufführung angenommen. —

— Die Aufführung der Offenbach'schen Operette „Die schöne Helena“ im Theater des Westens ist auf den 21. Januar verschoben worden. —

— Auerbachs „Vorfühle“ ist von Victor Leon zu einem Libretto umgearbeitet worden, das von dem Wiener Komponisten Heuberger in Musik gesetzt ist. Die Erstaufführung wird in der Dresdener Hofoper stattfinden. —

— Ein bisher noch nicht bekanntes Jugendwerk Bizets „Don Procopio“ wird in der nächsten Saison in Montecarlo in Scene gehen. —

— Einen Preis von 30 Mark schreibt die Redaktion von „Nüch und Keller“ in Hamburg für das beste Rezept zur Herstellung einer Tasse Chokolade und einer Tasse Kakao aus. Die Weiterbildung steht allen Hausfrauen offen. —

— In der 1400 Einwohner zählenden belgischen Ortschaft Beho, nahe der preussischen Grenze, ist seit 15 Monaten kein Todesfall mehr vorgekommen; der letzte datiert vom 12. Ok-tober 1902. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 17. Januar.